

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerverein
Band: 73 (1928)
Heft: 18

Anhang: Die Mittelschule : Beilage zur Schweizerischen Lehrerzeitung, Mai 1928, Nummer 2
Autor: Brunner, Fritz / Grether, Sophie / Meier, Alfons

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DIE MITTELSCHULE

Beilage zur Schweizerischen Lehrerzeitung

Mai 1928 • Nummer 2

Die Lehrerschaft an den Handelsschulen in Österreich und Deutschland und ihre Ausbildung

Was für die Handelsschullehrerschaft gilt, dürfte vielfach auch für die Professoren anderer höherer Lehranstalten und anderer Berufsschulen zutreffen, so daß die nachfolgende Darstellung neben den Lehrern an kommerziellen Lehranstalten und Fortbildungskursen auch weitere Kreise interessieren dürfte. Der Verfasser hat kürzlich eine mehrwöchentliche Reise zum Studium des Handelsschulwesens von Sachsen, dem klassischen Lande des Handelsunterrichts, von Preußen, Österreich und Böhmen ausgeführt und möchte diesmal nur über die Ausbildung in den genannten Staaten berichten, immerhin mit gelegentlichen Hinweisen auf andere deutsche Länder; Frankreich und unser eigenes Land, wo die Anstellung und Vorbildung der Fachlehrer noch ganz der kantonalen Regelung überlassen sind.

Alle die besuchten Schulen erfreuen sich, soweit wir sehen konnten, einer tüchtigen und hingebenden Lehrerschaft. Es hätte wenig Wert, eine vollständige Darstellung ihrer rechtlichen Wahl- und Anstellungsverhältnisse und ökonomischen Lage zu bieten, wobei jeweils zur Erklärung noch die Verhältnisse an den Gymnasien und an den beruflichen Fortbildungsschulen herangezogen werden müßten. Denn alle diese rechtlichen und ökonomischen Verhältnisse in andern Staaten hängen dort wieder von ganz andern gesetzlichen und finanziellen Voraussetzungen ab, als wie sie bei uns bestehen, so daß eine Auswertung für uns ausgeschlossen erscheint.

Die Stundenverpflichtung beträgt an den höhern Berufsschulen in Berlin 28 Wochenstunden und sinkt bis zum 50. Altersjahr auf 24, in Sachsen beträgt sie 26, in Böhmen 24, in Österreich nur 18. Indessen ist an den österreichischen Schulen der Besoldungsansatz so gering, dass alle Professoren noch Überstunden oder Unterricht an andern Schulen, meist 10 bis 12 Stunden, nicht selten sogar nochmals ihre volle Pflichtzahl, geben. In Österreich und Böhmen betätigen sie sich vielfach in der kaufmännischen Praxis, als Bücherrevisoren, mit einer ansehnlichen Nebeneinnahme. Man legt ihnen dabei keine Schwierigkeiten in den Weg, weil man auch den Nutzen für den Fachschulunterricht anerkennt. Immerhin haben sowohl der österreichische, als auch der böhmische Landesinspektor es beklagt, daß gerade diese Lehrer zu wenig Zeit für die Schule hätten, für ihre wissenschaftliche Weiterbildung, für das Durchdenken von Lehrplanfragen, Schulaufgaben und dergl. mehr.

Die Gehaltsverhältnisse sind wohl in Sachsen am besten, 9600 Rm. mit Einschluß der Ortszulagen in den Großstädten.

Besteht in Böhmen eher ein Lehrermangel, weil sich wie bei uns viele geeignete Kräfte der Tätigkeit bei wirtschaftlichen Verbänden, Banken und Industrieunternehmungen zuwenden, so haben es die Wiener Handelsakademien als Schulen der kaufmännischen Körperschaft leicht, tüchtige Kräfte von Staatsschulen anzuziehen, weil sie ihren Lehrern jährlich 16 Monatsgehälter in der Höhe der staatlichen ausrichten. In Deutschland herrscht ein solches Überangebot an Handelslehrern, daß der Stadtschulrat von Berlin seit 1½ Jahren die Anmelde-liste geschlossen hat. Während früher in Österreich das Ministerium den Handelsschulen einfach Professoren zugewiesen hat, ohne auch nur den Direktor oder die Handelsschulkommission anzuhören, muß es heute seine Wahl aus einem Dreier-vorschlag der Lehrerschaft der betr. Schule treffen. In andern Ländern erfolgt die Anstellung der ständigen und der Hilfslehrer vielfach ähnlich wie bei uns.

Am meisten dürfte aber unsere Schulkreise interessieren, welche Bildung man von einem Lehrer verlangt. In Sachsen werden für die Sprachen und die andern allgemein bildenden Fächer Lehrer mit Hochschulbildung, welche die gleiche Prüfung für das höhere Lehramt wie für die Gymnasien und andern Mittel-

schulen bestanden haben und welche meistens den Dokortitel besitzen, ohne weitere Bedingung angestellt und dauernd betätigt. Wozu ein kluger und viel erfahrener Professor der Handelsschulpädagogik bemerkte: „Wir leiden darunter, daß die Sprachlehrer sich vielfach nicht auf die Bedürfnisse der Handelsschule einstellen. Wenn sie fremdsprachliche Korrespondenz erteilen müssen, artet bei ihnen dieser Unterricht in eine Phrasenlehre aus.“ Gilt diese Bemerkung nur für Sachsen und nur für die Sprachfächer? Bekanntlich werden auch bei uns in der Schweiz für die Betätigung an den Handelsschulen an die Lehrer der allgemeinen Fächer keinerlei besondere Forderungen gestellt, weder in bezug auf ihre Vorbildung, noch ihre Fortbildung. — In Österreich und Böhmen dagegen können sie wohl provisorisch angestellt werden, müssen aber vor der definitiven Wahl eine Zusatzprüfung über ihre Eignung für die Verwendung an einer Berufsschule bestehen. Manche legen, schon um eher Lebensstellen zu erhalten, diese Prüfung gleich bei ihrem Studienabschluß ab. Nur die Lehrer der deutschen Sprache und der Schreibfächer, in der Tschechoslowakei auch die der böhmischen Sprache, unterstehen dieser Bedingung nicht, wohl aber alle Lehrer der Fremdsprachen, der Geographie, Geschichte, Mathematik und Warenkunde. Auf diese Ergänzungsprüfung über betriebs- und volkswirtschaftliche Kenntnisse können sie sich entweder durch Selbstunterricht oder durch Besuch von Hochschulvorlesungen vorbereiten. In Berlin wird grundsätzlich aller Unterricht, auch derjenige in Deutsch, Fremdsprachen und Schreibfächern an den allerdings nur ein- bis zweijährigen Handelsschulen in die Hände von Diplomhandelslehrern, d. h. Absolventen von Handels-Hochschulen, gelegt. Das ist auch in andern deutschen Bundesstaaten, z. B. unserm Nachbarlande Baden, so. Aber die Zumutung an den Lehrer, ein derart weites Unterrichtsgebiet ausreichend zu beherrschen, übersteigt die Leistungsfähigkeit eines Durchschnittsmenschen und es leidet zugestandenermaßen manchenorts der Unterrichtserfolg darunter. Die Handelshochschule Berlin hat nun für die künftigen Lehrer an Handelsschulen drei Studienrichtungen geschaffen, eine wirtschaftswissenschaftliche, eine technologisch-geographische und eine sprachliche. Alle diese Lehrer müssen eine Prüfung in allgemeiner Betriebswirtschaftslehre, in Pädagogik und in drei Fächern ihrer besondern Gruppe ablegen, wozu letztere beispielsweise für die Sprachlehrer sind: 1. Erste Fremdsprache. 2. Zweite Fremdsprache oder Deutsch oder Geographie oder Geschichte. 3. Volkswirtschaftslehre oder Rechtslehre oder Geographie. Auch für die Lehrer der Stenographie, des Maschinenschreibens und der Bureaukunde ist eine besondere Studiengelegenheit (viersemestriger Kursus an der Handels-Hochschule mit staatlicher Abschlußprüfung) vorgesehen.

Nun die Handelsfachlehrer selber! In Deutschland sind es sehr viele Männer mit Volksschullehrerbildung, auch ehemalige Gymnasiasten; die Wirtschaftsoberschulen (unsere Maturitäts-Handelsschulabteilungen) sind eben erst eingerichtet worden. Um in Berlin zur „Diplomprüfung für das Handelslehramt“ zugelassen zu werden, müssen sie mindestens sechs Semester an einer Hochschule Wirtschaftswissenschaften studiert haben und mindestens ein Jahr in der kaufmännischen Praxis tätig gewesen sein. Die Prüfung erstreckt sich auf allgemeine und besondere Betriebswirtschaftslehre, Volkswirtschaftslehre, die wirtschaftlich wesentlichen Teile der Rechtswissenschaft und Pädagogik. Zur Vorbereitung auf diese Prüfung dienen die pädagogischen Vorlesungen und Übungen der Hochschule; weiteres wird nicht verlangt. Anders in Sachsen. Dort sind den Handelslehramtskandidaten, neben einem Jahre kaufmännischer Praxis, acht Studiensemester vorgeschrieben, von denen sie das fünfte oder sechste zur Einführung und Einführung in den Schulbetrieb an einer kaufmännischen Lehranstalt verbringen müssen. Sie haben vorher an der Hochschule philosophische und pädagogische Vorlesungen zu hören und als Teilnehmer am handelspädagogischen Seminar Unterrichtsstunden beizuwohnen. Nun werden sie vom Ministerium für ein

Semester einer Schule zugeteilt. Dort hat der Kandidat zuerst nach einem festen Plan vier Wochen je 18 Stunden zu hospitieren, was in beschränktem Umfange bis zum Semesterschluß fortgesetzt werden soll. Nach Ablauf des ersten Monats wird der Kandidat in immer steigendem Maße zu Lehrübungen herangezogen, auf deren jede er sich schriftlich vorzubereiten hat. Später soll er mit fortlaufendem Unterricht in einem geeignet erscheinenden Fache, mit der Verpflichtung zur Heftkorrektur, betraut werden. Schließlich kann ihm auch das Klassenlehramt übertragen werden. Er ist überdies in weitgehendstem Maße zur Durchführung der Schulordnung und der Jugendpflege heranzuziehen (Aufsicht, Wanderungen, Bibliothekverwaltung usw.). Für jeden solchen Kandidaten wird ein Professor als Ausbildungsleiter bestellt, der ihn regelmäßig berät und auch auf die Literatur hinweisen soll. Eine Bezahlung erhält der Kandidat, der auch während dieser Zeit als Student der Handelshochschule gilt, nicht. (Ob der Ausbildungsleiter besonders honoriert wird, ist mir unbekannt.) In den folgenden zwei Semestern hat der Lehramtskandidat neben seinen sonstigen Studien sich auch im pädagogischen Seminar zu betätigen.

In Österreich und Böhmen, wo fast alle Handelslehrer eine vierklassige höhere Handelsschule durchgemacht haben, wird eine mindestens zweijährige (nicht nur einjährige) Praxis im Waren- und Bankgeschäft und ein viersemestriges Handels-Hochschulstudium verlangt, ferner der Besuch von Universitätsvorlesungen über Pädagogik, Philosophie und Literaturgeschichte. Die Prüfung umfaßt neben den Handelsfächern Rechtskunde, Volkswirtschaftslehre und das Deutsche als Unterrichtssprache. Sie mag wissenschaftlich nicht so hoch sein wie an deutschen und schweizerischen Hochschulen, legt dafür aber mehr Gewicht auf das für die Schule Wichtigste, nämlich die Beherrschung des im Unterricht zu lehrenden Stoffes. Fremdsprachenkenntnisse werden vom Handelslehrer nicht verlangt.

Vielfache und hohe Anforderungen mögen Gutes wirken und können in einer Zeit des Zudranges wohl durchgeführt werden; wenn aber die tüchtigen Leute, die den Bedingungen nicht voll entsprechen, deswegen nicht betätigt werden können, so hat meist nur die Schule den Schaden davon.

Für die Schweiz mit ihren kleinen Verhältnissen, mit den allzuvielen Ausbildungsstätten für höhere Lehrer der Handelsfächer und anderer Fächer, mit der engen Verknüpfung der Lehrerschaft der Handelsschule mit jenen der Gymnasien und der Fortbildungsschulen läßt sich nichts reglementieren. Aber die Handelsschulen müssen immer wieder mit Nachdruck von den Hochschulen verlangen, daß sie die Lehrkräfte so heranbilden, daß diejenigen, welche Stellen an Handelslehranstalten annehmen, ihre Unterrichtsfächer richtig erteilen können und auch Verständnis und Liebe für das Wirtschaftliche mitbringen. Es ist notwendig, das zu betonen, doch möchte ich gleich bemerken, daß man gerade an der Universität Zürich dafür viel Verständnis und Entgegenkommen gezeigt hat. Klug wäre es auch, wenn man an den Handelsschulen nicht, wie es beliebt ist, sogar den Unterricht in kaufmännischem Rechnen usw. Lehrern anderer Disziplinen überließe, sondern viel eher darauf hielte, den Handelslehrern auch Unterricht in den Grenzfeldern zu übertragen.

Wenn man in Blick auf die geschilderten ausländischen Bildungsverhältnisse, Schlußfolgerungen für unser eigenes Handelsschulwesen ziehen möchte, so könnte man sie folgendermaßen formulieren:

Die besuchten Schulen weisen durchwegs eine tüchtige Lehrerschaft auf, doch steht ihr die schweizerische hinsichtlich ihrer wissenschaftlichen Ausbildung keinesfalls nach. Im Ausland wird der pädagogischen Ertüchtigung teilweise eine besondere Beachtung geschenkt. Es wird fast überall, jedoch durch verschiedene Maßnahmen, dafür gesorgt, daß die Lehrer aller Fächer auf den Handelsschulunterricht geistig eingestellt und einigermaßen wirtschaftlich gebildet seien und daß die Handelslehrer für alle Unterrichtsfächer, welche sie an den niederen und höheren Handelsschulen erteilen müssen, tüchtig ausgebildet seien. Wenn wir in der Schweiz auch die reglementarischen Bestimmungen des Auslandes nicht übernehmen wollen, so können wir doch die gleiche Tendenz verfolgen und zielbewußt vielfach verwirklichen.

Rektor Bernet, Zürich.

Hörstunden mit französischen Schallplatten

Ausschlaggebend war die Freude, die mich zum Kauf des Apparates und eines halben Hunderts Platten bewog. Es war im Jahre 1924, am Schlusse eines überquellend reichen Sommersemesters an der Sorbonne, das mir durch einen Urlaub mitten im Schuldienst ermöglicht wurde.

Bestimmend bleibt die Freude, die seither Schüler und Lehrer in besonders genußreichen Stunden die Sprache dieser Maschine genießen läßt. Man muß es erlebt haben, die es berücksichtigende Versetztsein in eine rein französische Welt, um das Frostgefühl gegenüber der Vorstellung „Maschine“ loszuwerden.

Möge es mir gelingen, mit schwarzen Tintenworten etwas von diesem Erleben weiterzugeben!

„Raccommoder de parapluie-i-i!“ ruft gemütvoll der Schirmflicker im regengeschützten Grenoble und läßt das spitzige langausgehaltene „i“ glänzen. Und der „marchand de quatre saisons“ in Paris singt mit verwandtem Tonfall: „A la pomme, à la pomme jolie-i-i! Quatre sous la laitue-u-u!“ — Sie sind so schön wie ein Kinderlied, diese Rufe. So wollen unsere Schüler die Fremdsprache erleben, wenn in der Französischstunde just um Gemüsehandel die Unterhaltung wirbelt.

Aber wie vermögen wir die einst gehörten verschiedenartigen Klangbilder für den Unterricht dauernd im Ohre zu bewahren? Ich habe ganze Hefte mit lautschriftlichen Aufzeichnungen gefüllt. Die berühmtesten Sorbonneprofessoren, die gewandtesten Redner der französischen Kammer, Offiziere mit ihren Damen, Bahnzugreisende und Straßenhändler, sie alle haben meiner unentwegten sprachlichen Belauschung herhalten müssen. Die Lautschrift ist dabei wohl ein kostbares Mittel; sie vermag Bindungen, Längen, Vokalbildungen u. a. anzugeben; sie weiß z. B. die richtige Aussprache von „moeurs“ oder von „but“ festzuhalten; sie kann aber das Köstlichste im Genießen einer wohlklingenden Sprache nicht wiedergeben: die Musik.

Diese Lücke füllt der Sprechapparat. Die Schallplatte ist der Zeichenschrift so weit überlegen wie der Film dem Lichtbild.

Der Gewinn für den Lehrer.

Die Eindruckskraft der Schallplattensprache ist nachhaltig groß, ja nach der Bestätigung von Lehrern, die Schallplatten bei mir gehört, geradezu unvergeßlich groß. Kollegen, die in Grenoble die „Exercices pratiques d'articulation et de diction“ von Prof. Rosset oder von seinem Nachfolger besucht haben, läutet bisweilen im Unterricht in beglückender Erinnerung die Stimme der Sprechmaschine im Ohr: „Adapte, axe, tacte, vaste“ oder der Anfang eines Gedichtes von Verlaine oder von Hugo. Jeder spürt aber, wie in späteren Jahren die Klangbilder in der Erinnerung immer schwächer werden. Die Umstände erlauben einem nicht wieder einen neuen Sprachaufenthalt. Da tritt der Phonograph zu uns wie ein helfender Freund.

Berühmte Sprecher bereiten hier dem suchenden Sprachlehrer einen Feiertag, der neue ungeahnte Begeisterung in ihm weckt. Prof. Weill, der Schöpfer des von mir benutzten Systems, spricht zu uns, erste Sänginnen der „Concerts Colonne“ singen frohe Volkslieder oder neckische Kinderweisen, die gefeiertsten Schauspieler und Schauspielerinnen der „Comédie Française“, Madeleine Roch, M. Alexandre oder M. Dorival u. a. tragen Fabeln vor von Lafontaine oder Gedichte von Hugo und Musset, rufen kostbare Erinnerungen in uns wach von Aufführungen eines Spiels von Molière oder von Corneille, das uns einst in Paris begeistert hat, oder sie lassen uns die klangwarme Prosa eines Loti oder France hören.

Das System Weill läßt uns die verheißungsvolle Ankündigung des erwähnten Professors Rosset in irgendeiner Schweizer Schulstube oder Lehrerwohnung erleben:

„Vous écouterez au phonographe comment un Français module en lisant ce même morceau; vous écouterez et vous apprendrez cette mélodie comme on écouterait une chanson de France.“

Wer wollte auf ein solch unschätzbares Mittel verzichten, seine eigene Sprechweise immer wieder zu prüfen, daran zu feilen und sie veredeln zu können? —

Du hast vielleicht schon mit Kollegen über diese oder jene

Form der Aussprache gestritten, ohne bestimmte Überzeugung hervorzurufen. Jetzt hast du beständig einen Freund an deiner Seite, einen richtigen Franzosen, der in vornehmster Gefolgschaft von Sängern und Schauspielern deiner ruhigen Behauptung Beweiskraft gibt.

Oder hast du nicht auch schon den Mangel empfunden, daß der Schüler einfach dir glauben und nirgends im praktischen Leben die Richtigkeit deiner Aussprache des Französischen prüfen und den Wert ihrer sorgfältigen Pflege erkennen kann?

Welch frohe Genugtuung empfindet er nun, wenn er aus der wechselnden Klangfarbe der verschiedenen Platten-Sprecher heraus gewisse Stärke- und Tonbewegungen vernimmt, die ihm bereits durch deine Stimme vertraut geworden sind! Es ist eine Freude, den Schülern eine solch überzeugende Bestätigung bieten zu dürfen. Jede Vorführung steigert das gläubige Vertrauen in den Wert des Dargebotenen und weckt in jedem Schüler den pochenden Wunsch, von dir als Lehrer noch mehr solche Gaben zu empfangen.

Der Gewinn für den Schüler.

Er ist sicherlich bedeutend. Ehemalige Schüler, die bereits die Lehre durchgemacht und sich im Fremdsprachgebiet aufhalten, haben mir berichtet, daß die Hörstunden in ihnen einen ganz besonderen Eindruck hinterlassen haben und daß sie oft an gehörte Wendungen und Klangbilder erinnert werden.

Seltsam! Sollten nicht viel eher die Stunden, die der Lehrer mit dem Einsatz seiner vollen lebendigen Kraft erteilt, dem Schüler in erster Linie unvergeßlich bleiben? Sehen wir näher zu!

Das Sprechwerk schafft stets neue Freude. Es bringt eine ersehnte Abwechslung in den Unterrichtsbetrieb hinein, wie die süße Platte nach einem Sonntagsschmaus. Wenn die Schüler wochenlang ihre Pflicht gewissenhaft erfüllt haben, so suchen sie mir leise den Wunsch nach einer neuen Hörstunde nahezu legen. Und wenn das Köfferchen aufrückt und Platten und Schallarm auf den ersten Anlauf warten, dann verharrt die ganze Runde in atemloser Spannung. Jeder, auch der Hinterste in der Klasse, will jetzt sein Bestes von sich geben und von dem Unbekannten möglichst viel erlauschen und aufzeichnen.

Erfahrungen.

Sie erstrecken sich über volle vier Jahre und erfassen acht Sekundarabteilungen von der ersten bis zur dritten Klasse, also rund zweihundert Schüler. Der Raum hier erlaubt nicht, die verschiedenen Arten des Vorgehens eingehend zu schildern. Ich beschränke mich auf die eine, die wohl den überzeugenden Beweis dafür erbringen kann, daß die Sprechmaschine dem Schüler später im Fremdsprachgebiet hilft, sich weit müheloser durchzufinden und viel rascher als sonst die verschiedensten Leute zu verstehen und mit ihnen sprechen zu können.

Es ist eine unbestreitbare Tatsache, daß der Schüler sich in der Regel stark auf die Sprechgewohnheiten seines Lehrers und die Klangfarbe seiner Stimme einstellt. In drei Jahren lernt der Sprachgewandte schwerere Sätze aus dem Munde seines Lehrers mühelos verstehen. Doch wie enttäuscht ist er, wenn er ins Welschland oder nach Frankreich kommt und alles zweimal erfragen muß, weil die Leute dort viel rascher und oft anders zu sprechen scheinen! Liegt dies nicht an der mangelnden Gelegenheit, sich andern Stimmen anzupassen?

Versuche in einer dritten Klasse haben dies mir und den Schülern augenfällig gezeigt. Zwei Jahre lebhaftester Unterrichtstätigkeit waren vorausgegangen. Wie erstaunten wir aber miteinander, als aus dem Sprecher heraus eine Leseübung in der Schwierigkeit des Zweitkläßstoffes mit lauter bekannten Wörtern ertönte und von den Schülern demnach verstanden werden sollte! Nach dreimaliger Wiederholung ließ ich diese das Vernommene nach den gemachten Aufzeichnungen aufschreiben. Das Ergebnis war bedenklich, entmutigend. Die wenigsten hatten auch nur einigermaßen den Zusammenhang herausgefunden. Ein zweiter Versuch zeitigte etwas besseren Erfolg, aber immer noch nicht so, wie ich von der vorzüglichen Wiedergabe der Texte durch die Maschine wünschen konnte.

Jedesmal legte ich den Schülern nach der ersten schriftlichen

Zusammenfassung die Textbüchlein vor. Welch mächtiges Erstaunen ging dann immer durch die Klasse: Der Sprechapparat ließ das Unverständene mit einemmal so deutlich und so leicht verständlich erklingen.

Und doch bei einem dritten unbekanntem Text wieder dasselbe Nichtverstehen, dasselbe Kopfschütteln. So gewöhnte sich die ganze sprachlich sehr bewegliche dritte Klasse nur langsam an die fremde, immer leicht wechselnde Klangfarbe der verschiedenen Sprecher. (Die Stimmen der Künstlerinnen wurden stets etwas besser verstanden als die der Männer trotz gleicher Deutlichkeit des Vortrags.)

In der Folgezeit habe ich in den vorbereitenden zwei Klassen so früh wie möglich den Apparat eingeführt. Und der Erfolg?

Die Zweitkläßler verstanden schon in der Mitte des Schuljahres weit besser die nämlichen Texte, die ich ein Jahr vorher den Drittkläßlern hatte versprechen lassen. Die Fortschritte steigerten sich von Übung zu Übung, naturgemäß unterbrochen durch allerlei Schwankungen, so daß ich mich daran machte, in längerer Arbeit eine kleine Zahlenübersicht aus den vielen schriftlichen Ergebnissen herauszurechnen. Sie sei in stark vereinfachter Form hier angeführt.

Erste Übung in zwei zweiten Klassen (in der ersten Klasse waren vier bzw. 5 Hörübungen vorausgegangen):

Schriftliche Darstellung des Textes nach viermaligem Anhören:		
Ergebnis:		
a. gar nicht aufgezeichnet	45% (54 %)	aller 29 Sätze von $\frac{1}{2}$ —3 Druckzeilen Länge
b. unrichtig aufgefaßt	8% (11 %)	do.
c. dem Sinn nach teilweise richtig aufgefaßt	25% (17,5%)	do.
d. ganz richtig aufgezeichnet (mit wenigen Wortauslassungen)	22% (17,5%)	do.

Die folgenden Übungen lagen immer etwa drei bis vier Wochen auseinander. Fassen wir der Einfachheit halber die beiden ersten Gruppen (a und b) und die beiden letzten (c und d) zusammen, so ergibt sich folgendes Bild:

Die Anzahl der gar nicht aufgefaßten oder unrichtig aufgezeichneten Sätze verminderte sich von Übung zu Übung, alle Schwankungen miteinbezogen, um 0,43%, währenddem die Anzahl der teilweise oder vollständig richtigen Sätze um 0,4% zunahm. Dabei kam es z. B. vor, daß zwei Schüler zwei Leseübungen fast wortgetreu und vollständig aufschrieben, also Leistungen zeigten, welche die besten Schüler der vorjährigen dritten Klasse nicht annähernd hervorgebracht hatten. Die Einführung der Sprechmaschine schon in der ersten Klasse hatte sich also als vorteilhaft erwiesen.

Jedesmal verwende ich den von den Schülern gehörten Text nachher als Diktat, damit in das Heft mit verschiedenen Zeichen oder mit verschiedenen Farbstiften Satzakzent und musikalischer Akzent, Sprechgruppen, Bindungen u. a. eingetragen werden können. Es bereitet den Schülern eine wachsende Lust, immer genauer und bewußter das zarte Wechselspiel zwischen Starkton und Hochton im französischen Satz zu verfolgen. Die eingetragenen Zeichen helfen ihnen zu Hause, den Text sorgfältig zu wiederholen und vorzubereiten. Es ist erstaunlich, was die gespannt lauschenden Kinderohren alles herauszuhorchen vermögen und wieviel sprachliche Feinheiten in der nächsten Stunde wiedergegeben werden. Ist das nicht schönster Gewinn? Und die lachende Freude, welche alle Schüler bei dieser Entdeckerarbeit kundgeben! Selbst die unbeweglichsten strengen sich aufs äußerste an, im Lesen der gehörten Stimme möglichst nahezukommen in Stärkebetonung und Musikalität, und bewundernd lauscht manchmal die Klasse der Wiedergabe durch die sprachgewandtesten Kameraden und Kameradinnen, die mit demselben beschwingten Rhythmus wie der Künstler im Sprechapparat den Text wiedererklingen lassen, „comme une chanson de France“.

Die Schallplatten sind auch treue Streiter im Kampfe gegen den öden Schulten. Sie sind geeignet, den Schülern die Ohren zu öffnen über die langweilige, falsche Betonung in der mechanisch abgeleiteten Konjugation von Verben, wie man dies noch oft hört;

sie werden alle erstaunt aufhorchen ob dem eigentümlichen Tonfall bei Artikel und Substantiv, wo meistens der erste den musikalischen Hochton, das zweite aber den Starkton trägt (Elle me

tâtaît le pouls; elle me regardait la langue). Ich kann hier nur andeuten. Die Mannigfaltigkeit der Beobachtungen läßt sich nur mit Hilfe der Sprechplatten selber zeigen. Durch tüchtige Schulung des Ohres, durch scharfgespanntes Hinhorchen dringen die Schüler langsam in das liebliche Geheimnis ein, das die tonreine Musik der französischen Sprache umwebt. Und sicher haben auch wir Lehrer darin nie ausgelernt.

Und jetzt noch eins: Der Sprechapparat ist immer geduldig. Er wiederholt endlos und ganz unserer Willkür untertan langsam oder in natürlicher Geschwindigkeit die gewünschten Stellen, und die Schönheit des gesprochenen Wortes bleibt ungetrübt. Mit einiger Übung läßt sich der Stift so aufsetzen, daß ein gewünschter Abschnitt mitten im Text wiedergegeben wird und ohne daß unser Apparatsprecher tadelt: „Aber das habe ich euch nun schon hundertmal gesagt!“

Die gewinnbringende Verwendung der Sprechmaschine in den Klassen verlangt viel Arbeit vom Lehrer. Dem Schüler bringt sie Freude und Erleichterung. Die Platten wollen im richtigen Zusammenhang vorgeführt, die neuen Wörter vorher entwickelt werden. Die schriftlichen Arbeiten wollen sinngemäß verbessert und beurteilt sein. Erst dann erkennen wir den fördernden Wert unseres Vorgehens.

Die Hörstunden sollen Preise für gutes Arbeiten in der Klasse sein. Auf diese Weise erlebt sie der Schüler wie ein besonders wertvolles Geschenk im Gewande des Sonntags. Ein sorgfältiges Bemessen der Vorführungen soll verhindern, daß wir in der Bewältigung des andern Stoffes zurückkommen. Mit Genugtuung werden wir schon nach kurzer Zeit wahrnehmen, daß der Schüler in zunehmendem Maße lernt, bewußt die gewonnenen Klangbilder der Sprechgruppen und Sätze auch auf Texte des Lehrbuches zu übertragen.

Fritz Brunner.

„Aufsatz“

„Schreiben aber hat man bei ihm gelernt“, erinnere ich mich an das Urteil über einen Deutschlehrer der älteren Richtung. Und aus der Anerkennung, die dem weiter im einzelnen gespendet wurde, war herauszuhören die Auffassung, die Kunst des Schreibens sei durch Zucht und Übung lehrbar, und was ein Schüler und später der Mann produziere und schreibe, das Verdienst eines vorzüglichen Aufsatzunterrichtes.

Wir jüngern Deutschlehrer, je mehr wir von unserm Fache halten, erwarten und fordern, sind eben darin bescheidener geworden. Wir glauben am wenigsten an unsere Macht über das Freieste, was es gibt: das Wort im Entstehen als Ausdruck eines Eigenen, das in und mit dem Worte wird und ist. Es ist ein Irrtum der Philologie mit ihrer Macht über das geschriebene Wort, den Text, die Literatur, das Sprach- und Literaturdenkmal, zu glauben, sie könne damit auch dem Sprachschöpferischen, der Sprachkunst, ja auch nur dem Handwerk in der Sprachhandhabung meisterlich gegenüberreten und den Lernenden anleiten, etwas Schriftliches zu „verfertigen“.

Wir bescheiden uns, einige äußerliche Regeln des Anstandes und der Korrektheit, und auch das mehr nur in Verboten als aufbauend, zu geben; aber über Charakter und Eigenart maßen wir uns nichts an. Wir schätzen uns glücklich, wenn wir nichts hindern, was entstehen möchte, und wie es zur Welt kommen will, dürfen uns höchstens darauf etwas zugute tun, eine Atmosphäre um uns geschaffen zu haben, in der jenes Eigene, an dessen Werden und Art uns kein Verdienst zukommt, sich hervorwagen und gedeihen konnte.

Ganz nur so sei es gemeint, wenn hier eine Arbeit, eine völlig freie, zu der nur die Anregung in Form einer Aufgabe: „Farben und Töne“, gegeben war, die ein 14jähriges Mädchen einer Gymnasialklasse (9. Schuljahr) als ein „Märlein von Farben und Tönen“ erfunden und geschrieben, veröffentlicht wird. Eine große Freude, eine kleine Belohnung für den Deutschlehrer, in dessen Gärtlein ab und zu das Blümlein Wunderschön blüht.

Ein Märlein von Farben und Tönen.

„Es war einmal eine ganz andere Welt. Wo sie gelegen hat, weiß kein Mensch; woher sollte man es auch wissen? Da gab es nur Farben auf Erden, und die Töne waren der Himmel.“

Auf der Erde war Leben und Bewegung, doch kein Laut ertönte; aber der Himmel war erfüllt von klingenden Liedern, die wiegen und tanzten und dann wieder düster oder ernst dahinschritten. Die Töne waren groß und mächtig, sie wußten alles von Anbeginn ihrer Welt, kannten das Ernste wie das Frohe und faßten es in ihre Lieder. Endlos sangen sie alle zusammen, und einer begleitete den andern, aber alle wurden geleitet von der Melodie.

Anders war es auf der Erde, bei den Farben. Sie waren so verschieden und wären alle gerne zur Geltung gekommen. Aber das Rot leuchtete so brennend, daß alle ringsum ihre Wirkung verloren. Sie konnten sich anstrengen so viel sie wollten, neben dem Rot konnten sie nicht aufkommen. Das brannte täglich wütender und giftiger, und die andern wurden immer schwächer und trauriger.

Das Grau kroch ganz in sich zusammen und wurde immer unscheinbarer. Das Braun, das kräftige, ruhige, erlahmte ständig mehr. Und das Gelb, das früher so herrlich geleuchtet, verblich und wurde wie kalter Mondschein. Das Weiß lag matt und trübe und es hatte doch früher so rein geschimmert. Das Schwarz verlor alle seine Härte und Macht und war bald ganz stumpf und blöde. Das Grün wußte sich nicht zu helfen. Es war voll Leben und Freude und nun sollte es sich hinunterdrücken lassen von dem versengenden Blick des Rot. Aber womit sollte es sich wehren, ihm fehlten das Feuer und der Zorn. — Die Erde mit all diesen Farben ward ganz matt, nur das eine, das schreiende Rot, wütete immer drauflos.

Die Töne wußten alles, sie sahen auch das. Und sie sangen darüber miteinander und wurden eins, daß auf der Erde das Rot nicht das Schönste sei, am schönsten seien alle zusammen. Alle müßten einander helfen, wie bei ihnen, und einer mußte alle zusammen leiten. Aber als Leiter konnte man das Rot nicht brauchen, neben ihm konnte niemand leuchten und stark sein. Auch alle andern Farben auf der Erde konnten nicht gut führen. Das Grau war zu unscheinbar, von ihm konnten sich die andern nur abheben. Das Braun war zu wenig königlich und das Gelb zu wenig ernsthaft. Weiß und Schwarz wären beide zu hart gewesen. Und das Grün, meinten die Töne, war zu jung und frisch.

Und sie dachten und sangen. Da kam ihnen eine Farbe in den Sinn, die leuchtete, aber anders als alle die andern. Sie war nicht hart wie Weiß und Schwarz, nicht blendend wie das Rot und auch nicht so übermütig wie das Gelb. Sie leuchtete ganz tief und still, die andern wurden von ihr nicht gestört. Weich war sie und doch stark. Ganz deutlich stellten sich die Töne sie vor. Sie sangen davon zusammen ein sehnsüchtiges Lied und fingen an sie zu suchen. Und wunderbar, sie sahen unter sich eine Farbe werden. Wie es geschah, wußten sie nicht; wie sollten wir es dann wissen? Es war die Farbe, die sie sich gedacht hatten: Sie war blau.

Da schenkten sie der Erde das Blau. Das Rot trat davor zurück, leuchtete ruhiger und fröhlicher. Sein giftiges Schreien war verstummt vor der ruhigen Tiefe der neuen Farbe. Aber alle die andern begannen zu leben und leuchten, jedes auf seine Art. Das einzelne wurde immer schöner, alle zusammen wurden herrlicher. Sie hoben sich voneinander ab, und einer half dem andern strahlen und lachen, aber alle zusammen leitete das Blau. Man merkte ihm wohl an, es war nicht wie die andern, war etwas von höher oben, ein Geschenk vom Himmel, den Tönen.

Sophie Grether.

Bei der Aussprache, die an ein zweimaliges Vorlesen sich angeschlossen, betätigte sich eine Stunde lang ohne Unterbruch die ganze Klasse. Es bot sich Gelegenheit zu zeigen, woran es liege, daß das ein wirkliches Märchen sei; Gelegenheit ferner, darnach zu fragen, wie und woraus solches entsteht und wird; hinzuweisen auf Züge, die einmalig und so nicht wiederholbar sind, z. B. das Werden der Farbe Blau unter dem Sinnen der Töne, die Erfindung einer Welt von Farben und eines Himmels von Tönen; zu zeigen, wodurch alles glaubhaft wird, und wie dreimal ohne Wiederholung fast alle Farben durchcharakterisiert werden. Es ergab sich eine Stunde, ungesucht, ungewollt, absichtslos und — ganz unvorbereitet.

Dr. Alfons Meier, Basel.